

[1]

# **MINSCHKEKUNDE**

Legende im Munde meiner Heimat

geschrieben 1949

von

FRANZJOSEF SCHNEIDER

bearbeitet und verkürzt nacherzählt

von Willi Birenfeld

# Minschekende

## TEIL I

### Vorwort

„Minschekende“ – Menschenkinder – „Legende im Munde meiner Heimat“, so nannte Franzjosef Schneider seine Erzählung von der Herbergssuche des biblischen Paares Maria und Josef in dem Ort Siebenbergen, womit natürlich das alte Honnef des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts gemeint ist.

Legenden entstehen, wenn sich gläubige Menschen mit dichterischer Vorstellungs- und Ausdruckskraft in das Geheimnisvolle und Wunderbare von Menschen und Geschehnissen hineinversetzen und es in Worte fassen. So auch Franzjosef Schneider, der sich mit seiner Figur „Schängchen“ ausmalt, was anders, besser, schöner sein würde als in Bethlehem, wenn das Jesuskind zu seiner Zeit und in seinem Heimatort zur Welt käme, um am Ende doch nüchtern und demütig zu erkennen, dass wir damals wie heute weder Engel noch Teufel sind, sondern eben Menschenkinder – „Minschekende“.

### Die Herbergssuche

Zu Beginn sehen wir Schängchen mit der „Jroß“ (Großmutter) im Fachwerkhäuschen in der Nähe der Pfarrkirche St. Johann Baptist.

*„Jroß, vezäll me jätt vom Chreskindche.“*

Und nachdem diese die Geschichte von der Herbergssuche mit ihren Worten beendet hat:

*„Jroß, dat kunnt em Chreskindche ävve och nue in Bethlehem passiere!“*

*„Ävve wenn et bei uss komme wöe he noh Sibbeberge, dann hätt et jätt andesch eläv!“ -*

*„De feinste Villa hätt et kreje, hennen in Rommeschdorf, em Schaaffhuse, wo de Könijin von Schweden emme drin trick, wenn se*

*em Hervs op Besök kütt. In Fäddere hätt et jeschlofe, in Seid hätt mer et jekleid!"*

Nach einem Besuch der Madonna im Muttergottes-Altar (*heute am Pfeiler mitten in der Kirche*), wo er seine Vorstellungen inständig vorbringt und sich verstanden glaubt, kehrt Schängchen ganz aufgeregt zur „Jroß“ zurück und erzählt ihr das Erlebte. -

*„Et kütt, et kütt noh Sibbeberge.“*

*„Nä, richtig kütt et, richtig, wie domols in Bethlehem, nit nue in de Kerch, nä, an de Hüse, durch de Stroße!"*

*„Et hätt me zojeneck, et hätt et mie jesaht!"*

In der Kirche vollzieht sich unterdessen die Verwandlung der Madonna mit dem Kinde:

*„Das Lächeln in den Gesichtern von Mutter und Kind trug Leben in sich. Schängchen, der unschuldige Kleine, hatte die Züge in Bewegung gebracht (...) Sie schauten sich an (...) und verstanden sich. Ja, sie wollten Schängchen erhören, hinabsteigen, in seine Heimat gehen, Siebenbergen suchen, wie sie damals Bethlehem gesucht hatten.“*

Und auch St. Josef steigt auf Bitten der nun wieder schwangeren Maria von seinem Podest herunter, um sie auf diesem Gang zu begleiten.

Draußen weist ihnen der Laternenanzünder nach kurzem Gespräch den Weg zu einer Villa:

*„Frocht do emol. Dat es de Villa Schmölder-Krah. Se john alle Sonndaachs en de Kerch. Ävve ov et werklich Chreste sinn? (...) – Ihe sitt och he eijentlich nit an de richtije Plaatz. He wonnen alles Herrschafte. (...) Joht, kloppt emol aan, se können nit mieh wie nä*



sage. (...) *Ich hätt üch jo met mie jenomme, ävve ich moss noch dorch de ganze Straße.*"

Im Gegensatz zum mitleidigen Dienstmädchen lässt sich ihre reiche, im Luxus lebende Dienstherrin Schmölder-Krah nicht rühren.

*„Im Namen Christi, im Namen Christi, was wollen Sie eigentlich damit sagen? Glauben Sie, damit wäre alles aufgehoben, das wäre so ein Eintrittsgeld, um in jedes Haus einzudringen?“*

Dann gelangen sie zur Villa Bredt, deren Tor einladend offensteht. Die Dame des Hauses überlegt mit ihrem Dienstmädchen ernsthaft, wie sie die Obdachlosen in ihr Haus aufnehmen kann, so dass sie sich dort auch wohlfühlen können, besonders die Schwangere. Aber ihr Sohn will entgegen allen Einwänden seiner Mutter die Leute loswerden und sofort mit der Kutsche in die Bonner Klinik bringen lassen. Schließlich ziehen sich die beiden resignierend zurück. Der Sohn zu seiner Mutter:

*„Na, wenn sie nicht wollen! Wir haben alles getan!“*

Ein Mann mit einer zweirädrigen Karre spricht sie auf der Straße an. Als er erfährt, worum es geht:

*„Im Namen Christi? Dat kann Üch doch nit schwäe falle, denn he sinn de Löck doch all Chreste, mietstens katholische, ävve de evangelische sinn doch jrad esu jot (...) Ävve ihe mösst in et Dorep john, he de Herrschaftshüse hann kein Platz“.*

Sie gehen mit ihm bis zu den ersten Häusern der Dorfmitte und gelangen an ein Hotel, das im alten Honnef wohlbekannte Hotel Klein.

*„He es e Hotel. Im Wente hann se kein Jäss, die können nit sage, se hätten kein Platz.“*

Drinne stößt ihre Bitte auf Unverständnis und demütigendes Gelächter der Hotelbediensteten, so dass sie auch hier abziehen.

Auf ihrem weiteren Wege den Marktplatz hinauf und an der Kirche vorbei gelangen sie auf die Bergstraße, wo sie auf die Rosalie Menkel treffen, die ihnen Tisch und Bett in ihrem Hause anbietet, zugleich aber darauf hinweist, dass sie Jüdin ist und sie doch wohl eher zu den Christen gehörten. Die gegenüber wohnende Mondorfs Tilles würde ihnen ja Platz bieten, wenn nicht gerade im Schlafzimmer die Zimmerdecke aufs Bett gefallen wäre. Aber im Pastorat, dem an der

Kirchstraße Ecke Hauptstraße gelegenen Hause des Pfarrers, wäre doch, so meint sie, sicher Platz genug.

Auf dem Wege dahin kommen sie an einem uralten Bau hinter dem Chor der Kirche vorbei, wo auf Kosten der Gemeinde die kinderreiche und auch in diesem Moment wieder einmal handgreiflich streitende Familie des „Himmellämpche“ wohnt, die ihnen allerdings Unterkunft anbietet.

Aber nach der gerade erlebten heftigen Szene lehnen sie das Angebot ab und wenden sich der Kirche zu, aus der noch ein schwaches Licht nach draußen scheint. Sie treten durchs Turmportal ein und treffen auf Küster Stang, den Pastor und dessen Haushälterin Traudche, zwischen denen eine Diskussion entsteht, wie den Obdachlosen zu helfen sei. Pastor und Küster wollen sie im Besuchszimmer des Pfarrhauses unterbringen, was jedoch von der Haushälterin mit dem Hinweis auf den bevorstehenden Besuch eines Oberpfarrers aus Aachen energisch zurückgewiesen wird.

Da erhebt sich die bisher unbemerkte noch im Gebet in der Kirche verweilende Seev, die zu Hause neun Kinder und dazu noch einen schwer kranken Mann und die alte Mutter hat, und fordert die Schwangere mit zärtlichen Gesten mehrmals auf:

*„Kutt, Ihe joht jetz met mie, kutt, flöck, met mie, met mie!“*

Auf Einwände des Küsters, das sei doch wohl zu viel für sie, entgegnet sie knapp:

*„Wo elef sinn, john er och drüzehn hin“*

und zieht die beiden mit zu sich nach Hause.

Im Hause der Seev erleben die Herbergssuchenden das ganze Elend der Familie und die Not der Kinder um ihren schwerkranken Vater, der mit tiefem Mitgefühl von seiner Frau umsorgt wird. Gerührt sehen die beiden ein, dass sie hier keine Hilfe annehmen können und dürfen, und verlassen das Haus, immer noch ohne Bleibe.

„Es ging schon in den tiefen Abend hinein, die Nacht griff nach der Erde. Sie näherten sich wieder dem Marktplatz. Dort angekommen, erblickten sie das Schild der Polizeiwache. Sie gingen auf das Sandsteinportal zu. Der Mann ging zuerst hinein. Ein schwaches Licht wies auf die Dienststube hin. Hier

klopfte er leise an, trat ein und sagte bescheiden: *„Im Namen Christi, wir suchen Obdach!“* Gleich fügte er erklärend hinzu: *„Draußen wartet meine Frau, sie ist hochschwanger, und es ist bald soweit!“*

Da erhob sich hinter einem Tisch eine Gestalt, die beim langsamen Aufstehen wuchs und wuchs. Es war der diensttuende Beamte, der den Kopf auf die Arme auf dem Tisch gelegt hatte und so in leichten Schlaf gefallen war. Er schaute zur Türe hin, von wo er angesprochen wurde, rieb sich die Augen, knöpfte den blauen Uniformrock zu und reckte sich einmal gähnend. Dann fragte er mit seiner tiefen, Gutmütigkeit verratenden Stimme: *„Wie woe dat noch ens?“*

Der Mann wiederholte seine Bitte, er sprach schon etwas mutiger und fügte auch wieder die Erklärung über den Zustand seiner Frau hinzu. Diese war ihm nun bis zur Türe des Amtszimmers gefolgt. Sie hatte das Tuch so weit vom Kopf zurückgestreift, dass ihr schmales, schönes, leidvolles Gesicht deutlich zu sehen war.

Der Beamte zeigte Anteilnahme am Schicksal dieser nächtlichen Wanderer, denn solch ein Fall war selten zu verzeichnen, dennoch bemühte er sich, sein Benehmen dienstlich zu halten und redete sachlich. Er stellte Fragen nach dem Woher und Wohin, nach der Ursache dieser späten Herbergssuche. Dabei näherte er sich immer mehr der Türe, bis er endlich vor der Schwangeren stand. Nun erst fiel sie so recht in seinen Blick, er sah die Gestalt, die wunderbaren Hände, und sein Auge blieb am Gesicht haften. Dann schien es, als versinke er ins Nachsinnen, suche im Gedächtnis nach einer früheren Begegnung mit dieser Frau.

Da erschollen Tritte derber Schuhe im Flur; der Nachtwächter kehrte von einer Runde zurück. Er erblickte die Wanderer, betrachtete sie beide, versenkte sich ebenfalls tief in das Angesicht der Schwangeren. Kein Wort kam über seine Lippen, sein Atem ging leise, und es entstand eine Stille. Nach einer Weile löste der Beamte den Bann und sagte mit

gedämpfter, behutsamer Stimme: *„Phillep, he die Löck müssen ondejebraach wäede, Du siehs die Frau“*, zeigte er auf die Schwangere und trieb zur Eile: *„Ävve flöck!“* (aber schnell)

Der Nachtwächter schaute ratlos. Für Obdachlose hatte man kein anderes Asyl als das für Häftlinge, die man vorübergehend unterbringen musste, ehe man sie dem Amtsgericht im Nachbarort zuführen konnte. Diese Unterkunft lag im Kellergewölbe des Gemeindehauses und bestand aus einigen Zellen, die mit Holzpritschen versehen waren. *„Onnen de Källe, dat jeht nit“*, kam der Nachtwächter dem Beamten entgegen, denn er spürte, dass dieser wohl auch auf der Suche nach einem Ausweg war. Dann machte er einen Vorschlag: *„Vinzenz, ov ding Frau bovven keine Rot wöss?“* - *„Do hann ech och ad emol draan jedaach“*, meinte der Beamte. Dann bat er: *„Phillep, jank doch emol erop un saach, se möch ens eronde komme!“* Die Schwangere und der Mann standen still da, die Köpfe gesenkt, die Hände ineinander gelegt. In ihren Zügen zeigte sich ein Hauch von Frieden und Glück, denn sie merkten, dass man bereit war, ihnen zu helfen.

Nach einer Weile kam Frau Behr an der Seite des Nachtwächters die Treppe herab. Sie wusste schon um die Suchenden, um den Zustand der Frau und sagte gleich zu ihrem Mann: *„Jo, Vinzenz, wat meinste, wenn me die Löck met erop nöhme?“* Dann aber dachte sie nach und gab zu bedenken: *„Ävve de Zostand der Frau un dann uss Kende?“* *„Jo, jo“*, äußerte Behr, *„dat stimmb, die Mädche sinn jetzt ad esu jruß!“*

Nun fiel der Nachtwächter ein: *„Wie wör et dann, wämme drövven et Hontes schön parat maachte?“* Behrs Gesicht hellte sich auf, seine Augen begannen zu leuchten, als sei die Lösung gefunden.

Seine Frau dagegen verzog die Mienen, sie schüttelte den Kopf und meinte: *„Och nä, Vinzenz, die Frau?“* Ihr schauderte vor dem unwürdigen Ort, der von den Männern vorgeschlagen

wurde.

Das Hontes war ein kleines Gebäude gegenüber, es lag nahe beim Turm der Kirche. Die Löwenburger Herren hatten es sich vor Jahrhunderten, in Zeiten ihrer Herrschaft über das Land, als Hundehaus errichten lassen. In einem Verließ zu ebener Erde brachten sie tagsüber ihre Meute unter, wenn sie erst nachts zu ihrer Burg heimkehren wollten. Von draußen führte eine vielstufige Treppe hinauf in einen kargen Raum, der später der Gemeinde zu mancherlei Zwecken gedient hatte, jetzt aber leer stand. Dicke Bruchsteinwände hielten den Raum, den man nun zur Unterbringung der Obdachlosen vorsah, kalt und feucht, grobe Gitterstäbe vor den Fenstern ließen ihn wie einen Kerker erscheinen.

*„Wat meinste?“* fragte Behr, seine Frau anschauend, und fügte hinzu: *„Ich wöss keine andere Rot. Die Löck müssen ondejebraach wäede!“*

Frau Behr rieb sich verlegen die Hände, ihr war nicht wohl bei dem Gedanken, diese Menschen, die ihr so würdevoll begegneten, in diese armselige Behausung zu verstoßen.

*„Wat wolle me andesch maache?“* mischte sich nun der Nachtwächter ein, ebenfalls im Gesicht zeigend, dass er jede andere Lösung dieser vorgezogen hätte.

Dann drängte Behr: *„Die Frau kann nit esu lang stohn, maacht vöran!“* Er wandte sich an den Nachtwächter: *„Phillep, jank erövve nohm Hontes un maach de Ovve aan“*, und zu seiner Frau: *„Nämm die Löck met erop, un sorch jätt op de Desch. Dobens (inzwischen) wied et drövven warm!“*

Nun setzten sich alle in Bewegung. Die beiden Herbergssuchenden stiegen mit Frau Behr hinauf in die Wohnung, bekamen dort zu essen und zu trinken, dann gingen sie hinüber zum Hontes, das ihnen zum Asyl werden sollte. Frau Behr ging vorauf, auf den Armen Decken und Kissen, die sie aus eigenem Vorrat genommen hatte.



## **Zuflucht im Hontes Geburt**

Im Obergeschoss brannte nun Feuer in einem alten eisernen Ofen, durch dessen schadhafte Stellen die rote Glut schien. Auf einem kleinen, gebrechlichen Tisch stand eine alte Petroleumlampe, deren verschmutzter Zylinder nur so viel trübes Licht durchließ, dass man den Raum und die einzelnen Gegenstände gerade erkennen konnte. In einer Ecke stand eine niedere, braune Bettstatt, gefüllt mit einem flachgewälzten Strohsack. Eine Holzbank in der Nähe des Ofens und zwei Schemel, das waren die wenigen Dinge, mit denen der Raum ausgestattet war. Umherliegende Lumpen, Papierfetzen, Staub auf den Fensterbrettern und allen anderen Gegenständen zeugten von Dürftigkeit und Verwahrlosung.

Der Mann und die Frau hielten an der Tür an, ihre Blicke spähten prüfend in alle Winkel, dann seufzten sie tief auf und rückten zusammen, als wolle einer dem andern ein stummer Trost sein. Frau Behr bemerkte die Wirkung, die der Raum auf die Verstoßenen ausübte. Sie schüttelte den Kopf und sagte verzagt: *„Nä, nä, dat jeht nit!“* Nun riss sich die Schwangere vom Grübeln los, griff lebhaft nach den Decken und Kissen und sagte: *„Ach, kommen Sie, liebe Frau, wir sind müde!“*

Da wurde auch Frau Behr tätig, sie ging zum Bett, schüttelte das morsche Stroh, richtete das Lager für die Schwangere her. Dann schlug sie vor, der Mann solle mit der Bank vorlieb nehmen. Sie hoben gemeinsam das umherliegende Papier und die Lumpen auf, fegten mit einem stumpfen Heidebesen die Dielen und wischten mit alten Tüchern den Staub von den Gegenständen. So wurde der Raum ein wenig wohnlicher, das Feuer im Ofen, das Licht der Lampe, wenn auch schwach, vermittelten etwas Heimeligkeit, so dass die beiden sich mit ihrem Schicksal zufriedengaben. Die Schwangere legte sich in den Kleidern hin, der Mann ebenso, denn sie erwarteten ja nicht viel Ruhe in dieser Nacht. Frau Behr ordnete beiden die

Decken, umsorgte sie, und als sie alles bereitet fand, löschte sie das Licht und versprach, am nächsten Morgen in der Frühe herüberzukommen.

Nun lagen sie da, jeder vermied das hörbare Atmen, beide versuchten zu tun, als ob sie schliefen. Doch sie lagen grübelnd da, denn ihre Gedanken hielten sich fest an den Erlebnissen des Tages. Sie gingen im Geiste noch einmal die Wege durch Siebenbergen: Nur wenige Schwellen waren kalt und abweisend gewesen, die meisten Menschen hatten sich guten Willens gezeigt. Die Hemmnisse und Hindernisse, oft kleinlich, jämmerlich, musste man gerechterweise noch zu verstehen suchen. Ja, sie waren auf Menschen gestoßen, und in allem Hin und Her blieb ihnen zuletzt doch nur diese armselige Herberge, kaum mehr als ein Stall [ ... ]. Sie dachten und grübelten sich so müde, dass sie endlich doch einschliefen, und in ihre Träume fiel wie von fern der Name "Bethlehem".

Die Erde lag nun in den Armen der Nacht. Über Siebenbergen herrschte lautlose Stille, die Menschen schliefen. Die Sterne wandelten ihre Bahn. Da ging in dem Raum, in dem die Lampe längst nicht mehr brannte, ein Licht auf. Es nahm seinen Weg vom Lager der Frau her und erfüllte bald den Raum bis in alle Winkel. Jedem Sterblichen hätte es die Augen geblendet, so wie es geschieht, wenn man in die Sonne schaut. Dann hub ein Singen an. Es klang, als komme es aus tausend Kehlen, und die Laute waren überirdisch schön. All das war ein Geheimnis dieser Nacht, kein Mensch, auch keiner von Siebenbergen, hatte Teil daran. Nur die Frau auf dem Lager und der Mann auf der harten Bank. Auch das winzige Wesen, das nun in den Armen der Frau lag, nahm nichts von den Erscheinungen wahr, die sein Ankommen begleiteten, denn seine Augen waren noch blind, seine Ohren noch taub von der süßen, stillen Nacht des Mutterschoßes. Die Frau hüllte den kleinen Knaben, der ihr gegeben war, in Windeln, drückte ihn an die Brust und breitete ihr graues Tuch darüber,

als fürchte sie, die Erde könne ihn mit ihrem kalten Atem erschrecken. Als sie ihn so geborgen hatte, erwachte der Mann und erhob sich. Zum Schutz gegen die nun im Raum herrschende Kälte warf er sich den Mantel um, dann trat er langsam und leise zum Lager. Da begegnete er dem seligen Lächeln der Frau, einem Lächeln, das ihm alles sagte. Sie schlug das Tuch zurück und hielt ihm das Kind hin. Die Hände des Mannes gingen wie zur Anbetung ineinander, tief beugte er den Kopf, und Tränen füllten seine Augen.

Lange betrachtete er das Kind, die glückliche Mutter. Dann schürte er den Ofen und legte Holzscheite auf. Bald wandelte sich der Anblick des Raumes wieder, das Licht schwand, die Stimmen verstummten, es wurde wieder dunkel und still, und alles war wieder ganz irdisch. Da warf die junge Mutter einen Blick durch die Fensterscheiben, und ihr Herz wurde erfüllt von Bangen und Sorge, ihre Augen starrten erschrocken, um ihren Mund legte sich Traurigkeit, denn sie wusste, da draußen wartete die Welt, die Wirklichkeit, das Leben, und dieser Gedanke mischte in den Kelch ihrer Freude einen schweren Tropfen Betrübniß. So wurde sie in aller Erhabenheit doch Mutter wie alle Mütter der Erde.

Der Mann sorgte, dass das Feuer nicht mehr erlosch, so wurde er der Kälte Herr, aber die Unruhe um die Frau erfüllte ihn. Ohne Hast ging er mit gedämpften Schritten zum Fenster und dann wieder durch den Raum, sehnsüchtig wartete er auf den Morgen.

Frau Behr kam schon in der Frühe herein, noch vor dem Läuten zur Mette. Die Lampe brannte, spendete ein Licht, das nichts mehr von dem Wunder verriet, das die verfllossene Nacht über diesen Raum gebracht hatte. Alles atmete irdische Gewöhnlichkeit, jeder Blick stieß auf das Gewand der Armut, aus der sich die edlen Gestalten und Gesichter der Fremden hervorhoben. Nichts konnte sie entstellen, nichts sie hinabziehen, nichts sie entwürdigen.

Frau Behr blieb am Eingang stehen und suchte sich in das

Bild, das sie sah, hinein. Sie gewahrte die Frau mit geschlossenen Augen auf dem bunten Kissen und ahnte noch nicht, dass die nun schon Mutter war. Um ihren Schlaf nicht zu stören, schlich sie auf Zehenspitzen zum Lager. Da schlug die junge Mutter die Augen auf und schaute mit glücklichem Blick die Eintretende an. Behutsam schlug sie die Decke zurück, strich mit der Hand über das weiße Bündel, das dicht neben ihrem warmen Körper lag und sagte leise: „*Ein Knabe!*“

Frau Behr faltete die Hände, schloss die Augen, als sei sie geblendet, dann sank sie in die Knie. Lange verharrte sie so, reglos, den Kopf tief gesenkt. Als sie sich wieder erhob, hatte die junge Mutter das Kind bedeckt und verborgen. Frau Behr versprach flüsternd, alles zu besorgen, was man hier noch brauche. Sie zog sich zurück, tastete sich, noch vom Erlebten benommen, die steile Treppe hinab. Als sie unten auf dem Marktplatz anlangte, setzten im Turm die Glocken ein. Ihre Stimmen waren festlich, sie riefen durch die Nacht, holten jeden, auch den letzten, aus dem Schlaf. Viele hatten sich schon früher auf den Weg gemacht, kamen bereits an. Frau Behr stand mitten auf dem Platz und ließ sie an sich vorübergehen. Eine unter ihnen erkannte sie, nicht am Gesicht, aber am Rauschen eines seidenen Unterkleides, das nicht viele trugen. Es war die reiche, abweisende Frau Schmölder-Krah. Die strömte mit den anderen hinein in die lichterfüllte Kirche, um das heilige Evangelium von Bethlehem zu hören, das man gleich verkünden würde.

(Fortsetzung folgt ...)